

Sächsische Zeitung
Landeszeitung für die Provinz Sachsen
Jahrgang 224
Halle-Saale
Nr. 93 a

Bezugspreis: monatlich 2 G-M., bei zweijähriger Zahlung 2 20 G-M., einschließlich Porto...
Verkaufspreis: Die 8 Spalten zu 34 mm breit...
Besellskelle Berlin: Bernburger Str. 80.

Halle-Saale
Donnerstag, 21. April 1927

Bezugspreis: Die 8 Spalten zu 34 mm breit...
Besellskelle Berlin: Bernburger Str. 80.

Verschiebung der Kriegsfrent in China

Vor einem neuen Krieg der chinesischen Generale

London, 20. April. Die neue Konstellation, die durch die Aktion Tschangtschais gegen die Kommunisten...
Paris, 20. April. Wie bereits mitgeteilt, ist die neue Note der Mächte an Tschangtschais fertiggestellt.

In Peking scheint die anti-kommunistische Bewegung immer mehr an Boden zu gewinnen...
Tschangtschais fordert die Wiedergutmachungsleistungen Sowjetrusslands

London, 20. April. Die chinesische Botschaft in Moskau hat heute die Antwort Tschangtschais auf die kürzliche Protestnote Sowjetrusslands wegen der Liebergriffe auf das russische Polizeigebäude in Peking erhalten.

Tschangtschais warnt Fenchuhstang
Peking, 20. April. Aus Peking wird gemeldet, daß Tschangtschais an Fenchuhstang ein Telegramm geschickt habe, in dem ihm heute, daß die Übernahme der Kommandogewalt über die Truppen Tschangtschais durch Fenchuhstang...

Kriegsgerichte Tschangtschais
Peking, 20. April. Wie aus Moskau berichtet wird, hat Tschangtschais einen Erlass über die neue Anlage der Kantone...

Rückberufung der indischen Truppen aus China
London, 20. April. Einem Bericht aus Madagab zufolge gehen dort hartnäckige Gerüchte um, daß die indische Brigade aus China zurückgerufen werden wird...

Der Machtkampf in Rumänien
Budapest, 20. April. Der 'Reit' Artikel beschäftigt einen Bericht seines Sonderkorrespondenten aus Bukarest, in dem der Kampf um die Macht in Bukarest geschildert wird...

Ablehnung der Hylow-Niede in Paris
Paris, 20. April. Die außenpolitische Note des Volkskommunars Hylow auf dem Sowjetkongress wird in Paris hart bemerkt...

die mit dem französischen Gelde einen Teil der Welt umfären wollten. Die in der russischen Botschaft in Berlin gefundenen Dokumente ließen keinen Zweifel an den verbrecherischen Absichten der russischen Diplomatie...

Poincaré auf dem Kongress der französischen Studenten
Paris, 21. April. Ministerpräsident Poincaré ergriff gestern bei dem Vortritt des Kongresses der französischen Studenten in Straßburg das Wort und lobte die Elfsäßer...

Zur russisch-schweizerischen Verständigung
Basel, 20. April. Zu den Meldungen, daß eine Großmacht bei der Verständigung zwischen dem russischen Volksschiff und dem schweizerischen Genesanden in Berlin über die Aufhebung des Boykotts zwischen der Schweiz und Rußland die Hand im Spiele gehabt haben, bemerkt heute die 'Neue Zürcher Zeitung'...

Die nächste panamerikanische Konferenz
New-York, 20. April. Für Januar 1928 ist die sechste panamerikanische Konferenz in Panama auf Cuba angesetzt worden. Zu dem Ende erwartet man, daß sie die wichtigste aller bisherigen Konferenzen dieser Art werden wird...

Eine Militärpionage-Zentrale in Moskau ausgehoben
Berlin, 21. April. Nach einer Meldung der Morgenblätter aus Moskau, hat die Staatspolizei eine monarchistische Gruppe ausgehoben, die sich Anhänger des ehemaligen Großfürsten Nikolai Nikolajewitsch nannte...

Dr. Curtius über die deutsch-italienischen Wirtschaftsbeziehungen
Mailand, 21. April. Reichswirtschaftsminister Dr. Curtius gab heute gestern dem Berliner Korrespondenten der 'Sächsischen Zeitung' eine Unterredung, in der er seine Eindrücke über den Aufschwung in Italien schilderte...

Die Antwortnote der Mächte an Tschangtschais
London, 21. April. Wie der diplomatische Korrespondent des 'Daily Telegraph' berichtet, wird in der Antwortnote der Mächte an den Außenminister der Kantone...

Einigang zwischen Tschangtschais und Tschangtschais
Paris, 21. April. Nach einer Bekanntmachung aus Schanghai steht Tschangtschais seine Bemühungen für die Bildung einer antikomunistischen Regierung fort...

Die Ernennung Fengs zum Oberbefehlshaber der Kantontuppen
London, 21. April. Der Sonderberichterstatter der 'Chicago Tribune' berichtet aus Peking, daß man in militärischen Kreisen Nordchinas und in gewissen diplomatischen Kreisen Pekings den Nachrichten von der Spaltung innerhalb der Kommunisten...

Tschangtschais und die Kommunisten
Paris, 21. April. Nach den letzten Meldungen aus China hat sich die Lage in der Provinz Kiangsi, die jetzt völlig in den Händen der Roten ist, erheblich verschlechtert...

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-171133730-16872166X192704212-16/fragment/page=0001

Unterhaltungs-Beilage

Und im Unglück nun erst recht!

57]

Ein deutscher Roman von Hermann Richter.

„Nicht so, Heinz. Wir müssen die Industrie so rationell umstellen, daß die Verschwendung bei der Fabrikation ausgeschaltet wird und diese Ersparnis in Form von erhöhten Löhnen den Arbeitern zugute kommt. Das heißt: wir müssen Gegenstände des täglichen Bedarfs, Massenartikel herstellen —“

„Wie es Ford in Amerika tut.“

„Richtig. Und der Mann zahlt sechs Dollar pro Tag an Löhnen, die höchsten Löhne in ganz Amerika.“

Stellen wir Massenartikel und nicht Luxusartikel her, so vermehren die höheren Löhne ihrerseits wieder die Kaufkraft, ermöglichen also größtmöglichen Umsatz, sie dienen also der Massenkonsumtion und heben damit die Massenproduktion. Und so haben wir, wenn erst einmal die Maschine in Gang gesetzt ist, einen Kreislauf zwischen Massenerzeugung und Massenverbrauch, der nicht nur das Existenzminimum des Arbeiters hebt und ihm den Spargroschen und damit die Zufriedenheit in den Schoß legt, sondern wir können auch im deutschen Vaterland dann durch die erzielten Gewinne unsere Schulden abdecken, den Etat balancieren und unsere Valuta stärken, eine aktive Handelsbilanz schaffen.“

„Ja, wenn die Maschine in Gang ist.“

„Aber du bist ja gerade hierher gekommen, sie in Gang zu bringen, Heinz!“

„Ob wir zur Verwirklichung dieser großartigen Idee aber das Kapital aufbringen können, Karl!“

„Kapital ist genug in der Welt. Heraus mit den deutschen Pionieren ins Ausland, damit das Ausland erfährt, was wir wollen und können, damit wir wieder als ehrliche zahlungsfähige Industrielle und Kaufleute angesehen werden.“

„Aber der Mittelstand, Karl! Ich fürchte, wir drücken den kleinen Fabrikanten und den kleinen Kaufmann an die Wand und helfen nur den Spitzen oben, der Großindustrie und dem Großhandel, und dem Fundament unten, den Arbeitern.“

„Sieh mal an, Heinz, nun kommst du ja von selbst auf den Gedanken der Fürsorge für den Mittelstand, den ich vorhin in die Debatte warf. Für den Mittelstand ist aber keine Gefahr vorhanden. Die kleinen Fabrikanten müssen sich ebenfalls umstellen. Sie sollen sich zu Fabrikationsgruppen zusammenschließen, um so die Geltung eines Großunternehmens zu erlangen.“

„Und die kleinen Kaufleute?“

„Auch sie müssen sich zu Kaufgruppen zusammenschließen, die unmittelbar die Waren vom Erzeuger bzw. Hersteller der Ware beziehen. Dadurch wird auch der ungesunde, verteuernde Zwischenhandel ausgeschaltet und jeder Kettenhandel vermieden.“

„Es wird viel Arbeit, unendliche Mühen kosten, das durchzuführen.“

„Wir Deutschen haben uns an den Kampf seit zehn Jahren gewöhnt. Der Wirtschaftskampf wird noch viel schärfer, aber mit feineren Waffen — mit Nadelstichen —

geführt als der grobe Kampf der Gasgranaten, Maschinen-gewehre und Fliegerbomben und Tanks. Wir dürfen nicht wieder die Nerven verlieren wie 1918. Wer die besten Nerven hat, gewinnt. Wir sind gesund, Heinz, körperlich und geistig. Das Wort Nerven darf es in unserm Sprachschatz nicht geben.“

Heinz Menzel klopfte dem Freund auf die Schulter.

„Bist doch ein verdammt tüchtiger Kerl, Karl. Hätte gar nicht gedacht, daß aus der verzweifelden am Boden kriechenden Krüppelföhre in Sibirien ein so starker deutscher Kiefernstamm werden könnte!“

Er wischte sich eine Träne aus dem linken Auge und stampfte dann mit dem Fuße auf:

„Nun bestelle schon das Auto, damit wir mit dem alten Herrn die Sache in Ordnung bringen können!“

XXXIX.

Friedrich von Sodern schritt in Gedanken verfunken dem Walde zu. Es mußte doch ein Mittel geben, um die Forstleute zu vertreiben und den Wald zu retten —

In der Sorauer Gegend hatten sie durch Ausstreuen von Arsen vom Flugzeug aus die Nonne erfolgreich bekämpft. Aber das kostete sehr viel Geld, und er hatte sich mit seinem Kapital bereits fast völlig festgelegt. Es mußte jedoch spätestens im Frühjahr etwas geschehen. Wie schnitt es ihm ins Herz, als er die kahl getreffenen Kiefern allorts erblickte.

Da ging eine Gestalt über die Schneise und arbeitete sich durch das Unterholz der Straße zu, und zwar mit einer Sicherheit, die Friedrich von Sodern verblüffte. Der Mann schien jeden Winkel des Waldes genau zu kennen und bewegte sich so ungezwungen —

Jetzt trat er aus der Waldecke heraus und kam auf ihn zu.

Friedrich von Sodern zuckte zusammen. War es ein Mensch oder ein Geist? Das war sein Bruder Dieter, wie er liebte und lebte!

Auch der junge Mann verhielt im Schritt. Das Gesicht dort — es erinnerte ihn an jemand — an wen nur gleich? Der Mann kam auf ihn zu, immer den Blick auf ihn gerichtet.

„Sind Sie Klaus-Dieter von Sodern?“

„Allerdings“, sagte der Jüngere erstaunt.

„Und mit wem habe ich die Ehre?“

„Ich bin Ihr Onkel, Friedrich von Sodern.“

„Onkel Friedrich!“

Die Augen des jungen Mannes blühten auf. Er griff spontan nach der Hand des Älteren.

„Onkel Friedrich!“

„Nicht mein Feind?“

„Nein, ich bewundere Sie!“

„Und die Mutter?“

„Die Mutter ist still und spricht nicht von Ihnen.“

„Wie geht's meinem Vater?“

„Schlecht, Onkel! Sehr schlecht. Die Weihnachtstage war er außer Bett und ein Schimmerchen von Freude

leuchtete aus seinen Alderaugen, als er unsern Weihnachtsbaum und das Weihnachtszimmer sah, das Mutter so behaglich eingerichtet hatte. Aber dann — als die Mutter, glaube ich, einmal von Ihnen gesprochen hatte — dann war er wieder so mürrisch, so traurig —

Friedrich von Soderu schüttelte den Kopf. „So hat noch nicht einmal die helle Frau es fertig gebracht — es ist ein Jammer.“

Nach einer Weile fragte der Ältere:

„War Onkel Ludwig nicht daheim die Festtage über?“

„Nein, er war in Dänemark und Schweden, wegen Kapitalsbeschaffung für das Unternehmen.“

„Richtig, Onkel Luz sprach davon. Wann geht's nach München zurück?“

„Ich wollte schon Mitte dieses Monats wieder dort sein. Aber ich mußte ja zu Verhandlungen mit der Firma Mathies nach Hamburg kommen.“

„Nun, und ist die Erfindung angenommen?“

„Das wissen Sie ja doch, Onkel Friedrich! Sie finanzieren doch die Sache — wie soll ich Ihnen nur dafür danken? Ich bin beinah' wieder in derselben Situation wie mit dem Gute.“

Friedrich von Soderu schüttelte den Kopf.

„Nein, lieber Junge, die Situation ist ganz anders. Ich finanziere die Schiffsbauten der Firma Mathies mit anderen Leuten zusammen. Ob die Firma dabei Ihre Erfindung oder eine andre benutzt, ist für mich gleichgültig. Übrigens wußte ich wirklich nicht, ob Ihre Erfindung angenommen sei, da ich Heinz Menzel, der allein darüber Bescheid weiß, in den letzten Tagen nicht gesprochen habe. Ich war in Dresden und bin gestern abend erst zurückgekehrt.“

(Fortsetzung folgt.)

Der Goldfisch

Von Rudolf Presber

In Heidelberg gab es, als ich dort studierte, einen dicken, schredlich dicken Dienstmann. Der „Mud“ hieß er. Wie er wirklich hieß, wußte kein Mensch. Ich glaube fast, er selbst nicht mehr. Der Mud war der umfangreichste Dienstmann, den ich je in Deutschland oder wo anders gesehen. Und er hatte die rötteste Nase, die je leuchtend ins Bereich meiner Augen gestrahlt.

Der Mud stand immer am selben Platz: zwischen der Universitätsbuchhandlung und dem schmutzen Juwelergeschäft, dessen Inhaber ein Bruder des berühmten Malers Wilhelm Trübner war. Hier lehnte der Mud malerisch in einer Mauerecke und wartete, ob ein Sago-Borusse vielleicht ein Beilchensträußchen für eine englische Miß ins Hotel „Victoria“ getragen haben wollte, oder ob ein Baudale noch rasch einen Gilbrief an seinen alten Herrn in den Zug nach Hamburg zu besorgen hatte. Dann schlug der Mud den Betrag für die Trambahnfahrt, hin und zurück, gleich auf das geforderte Honorar — und bestieg feufzend den Wagen, um sich gewissenhaft zu betätigen.

Damals hatte ich unter meinen Studienfreunden einen — er ist längst tot —, es war ein lieber, netter Kerl, nur spielte er immer den „Feuerzauber“ auf seinem bestimmten Klavier, wenn man ihn besuchte — ja, also, den wollte seine Familie durchaus mit einem sehr begüterten Mädchen in seiner Heimat verheiraten. Natürlich erst, wenn das Examen bestanden war. Sie war aus bester Familie und sehr hübsch — das sagten die Eltern. Er sagte gar nichts. Aber er wollte nicht. Er nannte sie nur den „Goldfisch“, wenn er von ihr sprach.

Seine Mutter hatte Anfang des Semesters ein paar Wochen oben auf dem „Rohlfhof“ gewohnt. Und jedesmal, wenn wir sie dort besuchten, nahm sie mich in mütterlicher Besorgnis bei Seite und sagte: „Versprechen Sie mir, lieber Rudolf, daß Sie meinem Heinrich gut zureden.“ Sie nannte gut zureden: den „Goldfisch“ mit schönen Reden anpreisen.

Und dann hatte sie gehört — von irgend einem Undisziplinerten —, daß ihr Heinrich eine kleine Freundin in Heidelberg habe —, ein Bürgermädchen. Das griff aber eigentlich den Ereignissen vor. Er hatte sie noch nicht — er liebte sie nur — und hoffte.

Als ich mich dann am Bahnhof mit vielem Hadenklappen, wie das damals vorgezeichnete Mode war, von Heinrichs Mutter verabschiedete, sagte sie halblaut: „Ich habe also Ihr Wort, Herr Rudolf, Sie sind sein Freund! Und sobald er Dummheiten machen will mit der Meinen, erinnern Sie ihn an — den Goldfisch. Sie tun für sein Leben ein gutes Werk. Glauben Sie seiner Mutter!“

... Jetzt war es Sommer. Und heute nachmittag — das hatte ich nicht direkt von Heinrich erfahren, aber so aus allerlei Vorbereitungen gemerkt —, heute nachmittag sollte so um fünf Uhr ein kleiner „See“ bei ihm sein.

Na ja, er erwartete Wunderdinge von diesem Nachmittag und diesem See. Seiner Birnin hatte er eine Rückfahrkarte nach Nedarsteinach geschenkt. Sie mußte dort unbedingt mal unter blühenden Kolanien Kaffee trinken! Uns hatte er erzählt, er führe nach Mannheim am Nachmittag, um dort abends die „Walfüre“ zu hören. Aber die Kastanien in Nedarsteinach blühten schon längst nicht mehr — und im Mannheimer Hoftheater wurde an jenem Abend der „Wildschütz“ gegeben.

Der Auftrag der besorgten Mutter fiel mir ein. Außerdem ärgerte mich die Heimlichkeitserei des Freundes. Wenn er denn schon — warum dann —?

So ging ich zu Mud an die bewußte Ecke. „Mud“, sagte ich, „wissen Sie hier irgendwo eine Zoologische Handlung?“

„Wollen Sie einen Hund kaufen, Herr Baron?“ fragte Mud freundlich, denn er witterte Prozenie.

„Nein, keinen Hund, Mud. Einen Fisch.“

Muds Gesicht spiegelte Enttäuschung. „Ach so. Eine Fischhandlung ist oben in der Stadt.“

„Nein, keine Fischhandlung. Ich brauche lebende Fische. Und keine Speisefische — ich will Goldfische.“

Mud wußte auch dafür Rat. „Ja, oben in der Nähe vom Bahnhof — wir werden am besten mit der Trambahn...“

Und wir fuhren mit der Trambahn, der Mud und ich. Handen das Geschäft und die Goldfische. Ich erstand zu Muds nicht geringem Erstaunen acht lebende Goldfische und, was ihn noch mehr Wunder nahm, acht Fischglöden. Allerdings nur ganz gewöhnliche Fischglöden, von denen ich die Hälfte billiger bekam, weil sie einen Sprung hatten. Aber die anderen waren auch keine Ausstellungsobjekte.

„So, jetzt sehen wir je einen Goldfisch in je eine Glöde. Und nun geben Sie Acht, lieber Mud. Ich engagiere Sie für zwei Stunden heute nachmittag — von fünf bis sieben Uhr.“

„Um Gottes Willen!“ ächzte Mud, dem zwei Stunden Arbeit hintereinander durchaus unbeförmlich erschienen. Außerdem war er gewöhnt, um halb Sieben einen Abendhoppfen beim „Kümmelspalter“ zu machen. Das sagte er mir ehrlich.

Ich redete ihm den Abendhoppfen aus.

„Also, Mud“, belehrte ich ihn, „Sie haben doch eine Uhr? — Und was für eine — ich sehe schon — bei Ihnen ist alles gigantisch. Schön. Jetzt stellen Sie sich die acht Goldfischgläser — Sie können natürlich nur immer zwei auf einmal transportieren — die stellen Sie sich in die Nähe des „Silbernen Dirschens“. Dort wohnt, Sie wissen, mein Freund, der...“

Mud nickte — er war im Wilde. Er schlug mir selber vor, die acht Goldfischgläser ins Café Haberlein zu stellen. Das war zwei Häuser vom „Silbernen Dirschens“ entfernt. Und außerdem gab es dort, wie in jedem Kaffeehause, Kognat.

Was aber sollte weiter geschehen?

„Weiter? — Alle Viertelstunde, genau nach Ihrer tadelloßen Uhr, lieber Mud, gehen Sie nun in den „Silbernen Dirschens“ in den ersten Stock, gleich rechts die Tür an der Treppe, zu meinem Freund, dem Herrn Heinrich — und geben ihm persönlich — verstehen Sie, persönlich! — ein Goldfischglas ab.“

„Alle Viertelstunde — einen Goldfisch?“

„Natürlich. Sagen Sie aber nicht, wer Sie schickt! Und denken Sie niemals an, daß in einer Viertelstunde wieder ein Goldfisch antanzl. Um sieben Uhr geben Sie den letzten Goldfisch — das ist also der achte — da oben ab.“

— wenn mich der Herr Baron nicht schon beim vierten oder sechsten die Treppe hinuntergeworfen hat!“

„Das wird er nicht, lieber Mud. Übrigens, Sie kennen ja die Treppe; sie ist nicht unbequem — und sehen Sie sich vor!“

„Ja, ja — das mache ich schon.“ Muds rote Nase zuckte. Ueber sein weinrotes Gesicht weiterleuchtete eine heftige Fröschich-

Das hier ist eine Kopie eines Textes aus dem Buch 'Der Goldfisch' von Rudolf Presber. Der Text ist in zwei Spalten angeordnet. Die linke Spalte enthält den Haupttext, die rechte Spalte enthält den Dialog zwischen Mud und dem Erzähler. Die Spalten sind durch eine vertikale Linie getrennt. Die Spalten sind durch eine vertikale Linie getrennt. Die Spalten sind durch eine vertikale Linie getrennt.

leit. Alle Viertelstunde einen Goldfisch — und das nicht weit weg — gleich ins Nebenhaus — und — das war für ihn kein Zweifel — einen Besonderen damit zu ärgern — und ernst dabei bleiben und feierlich. Las war ein Geschäft für Ruck, wie es durchaus seinem Wunsch und Wesen entsprach . . .

Von einer erwarteten Rast in den Anlagen beobachtete ich die Expeditionen des braven Ruck.

Punkt fünf Uhr kam er, sein Goldfischglas wie eine geweihte Schale in den Händen vor sich hertragend, bedächtlich aus dem Café Hüberlein und verschwand zwei Häuser weiter im „Silbernen Hirschen“. Zwei Minuten später kam er, schmunzelnd wie nach vollbrachter guter Tat, wieder heraus. Er hatte begriffen — er hatte gewirkt.

So tat er jede Viertelstunde mit dem Glodenschlag. Als er, von der Ablieferung des fünften Fisches zurückkommend, die Schwelle des Hauses überschritt, wurde oben ein Fenster aufgerissen. In den Händen Heinrichs, der sich für den „See“ mit einer Pefesche geschmückt hatte, blühte ein Goldfischglas. Wasser ergoß sich in diesem Strahl sturzbahartig über den unten zusammenzuckenden Ruck. In der Wasserflut blühte es goldig auf.

Ein paar Minuten später huschte, wie von Hundengehst, ein hübsches, schlankes Mädel, den eilig aufgestülpten Hut schief auf dem blonden Buschellopf, mit einem Arm erst im Mäntelchen, über die nassen Kiesen. Ohne sich umzusehen, rannte sie nach dem Stadtpart zu davon.

Oben beugte sich Heinrich in der Pefesche weit aus dem Fenster: „Eli — Eli —!“

Aber Eli hörte nicht. Dahingegen wäre sie beinahe mit dem tüchtigen Ruck zusammengestoßen, der gerade gewissenhaft, Fisch Nummer sechs besuchend im Gasse balanzierend, seinen versprochenen Gang wieder antrat . . .

Am nächsten Morgen schickte mir Heinrich seine Zeugen: Säbel ohne Binden und Bandagen bis zur Wfuh. Aber die Zeugen, so würdig sie sich benehmen wollten, konnten kaum das Bachen vorbeistehen, während sie ihre Forderung begründeten. Und ich lachte auch. Dann tranken wir zusammen einen Schnaps. Und schließlich — zwei Tage später — lachte Heinrich auch. Der Zorn war beraucht, der Humor siegte. Die krummen Säbel sind nicht bemüht worden in der Hirschgasse.

Mit den Goldfischen hat er das siebenjährige Söhnchen seiner Wirtin glücklich gemacht.

Den „Goldfisch“ hat er dann drei Sommer später geheiratet. Jetzt ist er schon eine ganze Reihe von Jahren tot. Die Witwe, eine nette, stille Frau, habe ich mal besucht. Ihre beiden Jungens spielten gerade mit einem Aquarium.

„Vater hat's uns noch geschenkt,“ sagte der Älteste. „Er hat die Goldfische so gern gehabt.“

„So?“ sagte ich, „das wußte ich gar nicht. Und der Ruck ist auch schon tot.“

Aber da merkte ich, daß ich eine Dummheit gesagt hatte — und ging.

Aus dem gesellschaftlichen Leben

Von E. Nigma.

Die Jungfernfahrt des neuen Sapag-Dampfers „New York“ ist ein gesellschaftliches Ereignis geworden. Hat man doch Ette mit auf die Fahrt genommen, den Berliner Jazzbandkönig, der nur dort spielt, wo wirklich etwas los ist. Den von der Sapag eingeladenen Gästen, darunter zahlreichen Vertretern der Presse, machten der Generaldirektor der Gesellschaft, Reichskanzler a. D. Cuno, und seine Gattin die Honneure, unermüdblich, liebenswürdig und gewandt. Beide sind besonders gut aussehende große Erscheinungen, von denen einmal ein ausländischer Diplomat während der Cunoschen Kanzlerschaft das hübsche Wort prägte: „Die sehen wirklich aus, als ob ihnen eben erst der Königsmantel abgenommen ist.“

Große schöne Gestalten wie Frau Cuno sind auch die ebenfalls auf der „New York“ mitfahrende Gräfin Nöbern, deren Gatte, 1916—1918 Staatssekretär des Reichsschatzamt, jetzt geschäftsführender Vorsitzender des Vereins deutscher Reeder ist, und Frau Hanna Kiep, Gattin des deutschen Botschaftsrats in Washington. Sie hat die schönsten blonden Flechten von Berlin, und wo sie dort irgendwo erschien, hörte man unwillkürliches Gemurmel: „Gott sei Dank, mal wieder eine Frau mit schönem, langem Haar.“ Man ist neugierig, was die Amerikaner, die den Pubistopf in die Welt gesetzt haben, dazu sagen! Noch ein anderer prominenter Gast aus der offiziellen Welt der Reichshauptstadt war auf dem schönen Sapag-Dampfer zu sehen: Staatssekretär Kempner, der unter Cuno Vortragender Rat in der Reichskanzlei, unter Luther ihr Chef war und mit diesem abging. Er muß sich jetzt die Zeit vertreiben, bis der passende Gesandtenposten für ihn frei ist.

Zu den vielen reichen und eleganten Amerikanerinnen, die dauernd in Paris wohnen, gehört Mrs. Gloria Vanderbilt, die Witwe des 1925 verstorbenen Reginald Vanderbilt aus der bekannten New Yorker Millionärfamilie. Es ist freilich nicht Bergnügungssucht, die die junge Witwe bestimmt hat, fern von ihrer Heimat in Paris zu leben. Aber da ihr in New York verschiedentlich Erpresser mit der Entführung ihrer kleinen Tochter drohten, floh sie eines Tages schnell entschlossen aus Amerika. Mrs. Vanderbilt wird wohl jetzt Paris als Wohnort aufgeben, denn sie hat sich vor kurzem mit dem Erbprinzen Gottfried zu Hohenlohe-Langenburg verlobt. Trotzdem ihr Bräutigam einer schon 1803 mediatisierten Familie angehört, steht er doch in verwandtschaftlichen Beziehungen zu allen großen europäischen Herrscherfamilien. Ist doch seine Mutter, eine Tochter des ehemaligen Herzogs von Edinburgh, späteren Herzogs von Sachsen-Koburg-Gotha, eine Enkelin der Königin Viktoria von England, eine Schwester der vielbesprochenen Königin Maria von Rumänien und der Großfürstin Ekaterin von Rußland, deren Gatte sich im August 1924 zum Kaiser aller Rußen erklärte und von Koburg aus immer wieder die Aufrechterhaltung des russischen Kaiserthrones propagierte. Der Vater des jung verlobten Erbprinzen ist der in Langenburg in Württemberg residierende Fürst Ernst zu Hohenlohe-Langenburg, der einmal einige Monate die Kolonialabteilung des Auswärtigen Amtes leitete, und von 1900 bis 1905 Regent des Herzogtums Sachsen-Koburg war. „Erni“, so hieß er allgemein in der Berlin-Botschafter Hofgesellschaft, hatte gehofft, als Nachfolger seines Vaters Statthalter von Elsaß-Lothringen zu werden, in dessen hatte er sich in seiner kurzen Amtstätigkeit so viel einflussreiche Persönlichkeiten zu Feinden gemacht, daß sein Wunsch, weiter zu regieren, ein schöner Traum blieb und Graf Wedel, der spätere Fürst Wedel, nach Straßburg kam.

Wie der Erbprinz Gottfried zu Hohenlohe-Langenburg, so gehörte auch der kürzlich verstorbene Erbprinz Ferdinand Maximilian zu Henburg-Wüdingen-Wächtersbach einer mediatisierten deutschen Fürstenfamilie an. Durch seine Großmutter, eine Prinzessin Hanau, war er ein Urenkel des letzten Kurfürsten von Hessen. Der verstorbene Erbprinz, der zuerst 7. Militärminister in Halberstadt, später Schwabronschef der Garde du Corps und dann einmal zwei Jahre zur deutschen Botschaft in Rom kommandiert war, hatte in eine der im alten Preußen sogenannten regierenden Familien (Lobna, Dönhoff, Lehndorff und Gulenburg) geheiratet, nämlich die als Schönheit gefeierte Gräfin Margita Dönhoff. Sie ist eine Tochter des verstorbenen Gesandten Grafen Otto Dönhoff, dessen Witwe, eine geborene Gräfin Schlippenbach, mit ihrer unverheirateten Tochter, der gestreichten Gräfin Elsa Dönhoff, noch heute am Pariser Platz 6 in Berlin, einen Salon macht, der dadurch besonders interessant ist, daß sich altes Regime und etwas neue Zeit in ihm treffen. Der einzige Sohn der Gräfin Otto Dönhoff ist der zurzeit als Gesandtschaftsrat in Wien tätige Graf Bogi Dönhoff.

„Herr von Ribbed auf Ribbed im Havelland!“ Wer kennt nicht das reizende Gebiet, das Theodor Fontane auf den freundlichen märkischen Gutsherrn gemacht hat, der den Dorfkindern immer Birnen schenkte, und aus dessen Grabe dann ein Birnenbaum wuchs, der noch heute Früchte trägt! An diese Wallabe erinnert der Tod der Frau Adelheid von Ribbed, die jetzt in Ribbed bei Nauener gestorben ist, und zwar, ein merkwürdiger Zufall, vier Tage nach ihrem anderthalb Jahre älteren Bruder, dem Kammerherrn Adolf von Krosigk auf Hohenerleben in Anhalt. Im Gegenfatz zu der nur wenige Mitglieber zählenden Familie von Ribbed gehören die Krosigks zu den weitverbreitetsten Adelsgeschlechtern Deutschlands. Sie haben das Glück, in der Mitte des Reiches auf dem fetten Zuckerrübenboden Anhalts und in der Provinz Sachsen ansässig zu sein und ihren Besitz durch fideikommissarische Bindung erhalten zu haben. So gehören ihnen allein im Kreise Verburg drei Fideikommiss, Hohenerleben, Gröna und Mathmannsdorf. Im Saalkreise besitzen sie das Fideikommiss Merbitz, im Kreise Merseburg das Fideikommiss Kopsitz.

In dem letztgenannten Kreise war auch der jetzt verstorbene Major a. D. Ernst von Bose auf Oberfrankleben ansässig. Wenachbar diesem Gute liegt das ebenfalls einem Bose gehörige Unterfrankleben. Früher idyllische Landschaft, haben beide Güter durch die Industrialisierung des Kreises Merseburg, in dem das große Städtchen Leuna liegt und zahlreiche Braunkohlenarben nach dem Kriege aufgeschlossen sind, an landschaftlicher Schönheit sehr verloren. Ihre Besitzer müssen sich mit der Wertsteigerung ihres Grund und Bodens trösten und es eines Tages ihren Kollegen aus dem westlichen Adel im Ruhrgebiet nachtun, die ihre Güter infolge Kohlenvorkommens zu Preisen verkaufen konnten, für die sie große Herrschaften in Pommern und Ostpreußen eintaufchten.

Der Schuß in das All

Newton, der erste Verfechter des Fluges in den Weltraum — Die Ueberwindung der Anziehungskraft der Erde
Wie verhält sich der Mensch im luftleeren Raum?

Nach 300 Jahre sind vergangen, seit der Begründer der klassischen Mechanik in einer abendlichen Vorlesung im düsteren Saale der Oxford-Universität die Möglichkeit des Fluges von der Erde weg darlegte. Newton erläuterte vor seinen jugendlichen Zuhörern das von ihm eben formulierte Prinzip der Aktion und Reaktion, und gab ihnen ein drastisches Beispiel seiner zukünftigen Anwendungsmöglichkeit. Von scheinbar unerreichbar fernem Zeiten träumend, sagte Newton etwa folgendes:

Wenn es den Menschen je gelingen wird, von der Erde weg zu den wandelnden Sternen zu fliegen, so wird es nur möglich sein, auf Geräten, die sich nach dem Prinzip der Aktion und Reaktion bewegen werden, da nur solche Maschinen, keiner äußeren Stütze bedürftig, sich in dem luftleeren Weltraum bewegen und lenken lassen können. Stellt euch

ein tropfenförmiges Metallgeschloß

vor, welches dauern nach hinten mit riesiger Geschwindigkeit kleinste Kugeln ausschleudert, oder eine durch Pulver und Gase angetriebene Rakete, und ihr habt ein Gerät, um in dem Weltall zu fliegen . . .

Was wir heute tun, ist nicht mehr, aber auch nicht weniger als eine Erfüllung des Traumes von Newton. Das

Prinzip der Aktion und Reaktion in seiner Anwendung auf Raumschiffproblem

sieht etwa folgendermaßen aus:

Gesetzt, wir haben zwei Kugeln gleicher Maße, welche durch eine leichte und sehr starke Feder voneinander gedrückt werden, dann ist die Geschwindigkeit ihrer Bewegung gleich. Ist nun eine von ihnen fünf, zehn oder zwanzigmal größer als die andere, so bekommt die kleinere Kugel eine fünf-, zehn- oder zwanzigmal so große Geschwindigkeit. Wir können also durch entsprechende Wahl der Größe der Kugeln der kleineren eine beliebig gewünschte Geschwindigkeit erteilen. Jetzt ersetzen wir die eine Kugel durch das leere Raumschiff (leer heißt in der Sprache der jungen Raumschifftechnik das Raumschiff ohne Brennstoffe), die andere durch die Brennstoffmasse, und die Feder durch die Explosionskraft; dann wird bei gleichem Massenverhältnis die Geschwindigkeit des Raumschiffes gleich dem der ausströmenden Gase sein. Nun ist die größte Ausstromgeschwindigkeit, über die wir verfügen, etwa 6 Kilometer in der Sekunde (Explosion von Wasserstoff und Sauerstoff). Um aber die Anziehungskraft der Erde zu überwinden, braucht man eine Geschwindigkeit von 11 Kilometern in der

Sekunde. Somit wäre scheinbar die Sache aussichtslos! Wir betonen aber eben, daß wir bei entsprechender Wahl der Kugeln der kleineren eine beliebige Geschwindigkeit erteilen können. Wir können also durch Aufspeicherung des Brennstoffes die mindere Qualität unserer heutigen Energiequellen ersetzen. Rechnungen zeigen, daß man bei Anwendung von Wasserstoff und Sauerstoff das Verhältnis der Massen des leeren Raumschiffes zum Brennstoffvorrat wie 1:7 machen soll. Dann erreicht man die nötige Geschwindigkeit. Wenn dieses Verhältnis 1:20 ist, so kann man selbst der riesigen Anziehung der Sonne trotzen und

mit 17 Kilometern in der Sekunde über die äußere Planetenbahn hinaus in die unendliche Sternwelt vordringen.

Jedes technische Problem hat seine Schwierigkeiten. Was Wunder, daß solch ein Titanenwerk auf allergrößte Schwierigkeiten stößt. Und nur die Technik des großen Heute und des noch größeren Morgen gibt uns Zubericht, daß das Newtonsche Raumgerät Wirklichkeit wird. Meist werden die Schwierigkeiten überschätzt und ihr Schwerpunkt verlegt. Fragen, wie die des Baues einer druckfesten Hülle, der Wärmeableitung, der Atmung, Verpflegung, Verpflegung sind leicht zu lösen und erinnern an ähnliche Verhältnisse bei den U-Booten. Man ahnt meist nicht, wo die wirklichen Schwierigkeiten liegen: in dem Aufbau der Explosionskammer, wo riesige Drücke und Temperaturen herrschen. Wo die Baustoffe finden, die Temperaturen bis zu 4000 Grad Celsius aushalten und dem absoluten Null des Welttraumes trotzen? Das sind Sorgen der Verufenen und die Geburtswehen des Raumschiffes. Das sind Fragen, in denen die Chemiker und Metallurgen das entscheidende Wort zu sagen haben werden.

Und dann der Mensch! Sein Verhalten in der gänzlich geänderten Umgebung des Weltraumes, in der rein künstlichen Atmosphäre des Fahrtraumes des Raumschiffes ist der Kernpunkt des künftigen Raumberkehrs.

Wie wird sich das Leben im schwerelosen Raum abspielen? Alles das sind Fragen, die durch kein irdisches Experiment zu lösen sind und nur durch einen baldigen Versuch geklärt werden können. Die ungeheure wissenschaftliche, technische und auch moralische Bedeutung eines ersten, selbst gescheiterten Versuches, selbst unter Menschenopfern, ist zu groß, als daß man in nächster Zukunft an die Ausführung dieses großen Traumes schreiten sollte. Denn hier heißt es wie nirgendwo: „Durch die Wissenschaft kommst du zu den Sternen“.

Banditenüberfall auf einen Zug

Mexiko, 20. April. Zu dem Ueberfall von Banditen auf einen Eisenbahnzug wird noch bekannt, daß wahrscheinlich 170 Insassen des Zuges und die gesamte, aus 17 Soldaten bestehende militärische Eskorte von den Räubern niedergeschlagen worden oder in dem brennenden Zuge umgekommen sind.

*

New-York, 21. April. Zu dem Ueberfall erzählt man noch, daß die Räuber den Zug, der aus Guadalupe kam, anhielten. Sie verschlossen die Türen und steckten den Zug in Brand, so daß sämtliche Reisende, 183 Männer, Frauen und Kinder, unter furchtbarem Schreien bis zur Unkenntlichkeit verkohnten.

Wie der amtliche amerikanische Funkpruch meldet, bietet die Stelle, an der der nach Mexiko City unterwegs befindliche Eisenbahnzug von mexikanischen Banditen überfallen und mit 159 Reisenden verbrannt wurde, ein grauenhaftes Bild der Verführung. Der Angriff auf den Zug, in dem sich etwa 600 Reisende befanden, wurde von 500 wohl ausgerüsteten Banditen vollführt, nachdem der Zug zum Entgleisen gebracht worden war. Die Passagiere versuchten, sich durch die Fenster aus dem brennenden Zuge zu retten, wurden jedoch von einem Schnellfeuer der Banditen empfangen. Alle Personen, die nicht mehr fliehen konnten, wurden

in die letzten Wagen gedrängt, die dann mit Öl übergossen und in Brand gesteckt

wurden. Die Tochter des Expräsidenten Obregon wurde aus dem Wagen gerettet und erschlagen. Der mexikanische Kriegsminister hat persönlich mit einer Kavallerieabteilung die Verfolgung der Banditen aufgenommen. Nach den letzten Meldungen befürchtet man, daß die Zahl der Toten 200 übersteigen wird.

Mit Saxophonspiel in den Tod

London, 20. April. Nach einer Meldung aus Kapstadt hat in einem Bezirk Rhodesias der in England als bedeutender Vir-

tuose des Saxophons bekannte Bert Kallon, der der Leiter der in Südafrika gastierenden Savanna Jazz-Band-Kapelle war, durch einen Unfall seinen Tod gefunden. Er befand sich als Gast auf einer Jagdgesellschaft, als plötzlich ein Steinbock aus dem Dickicht erschien. Die Jäger griffen sofort nach den Gewehren und unglücklicherweise ging ein Schuß versehentlich in den Rücken von Bert Kallon. Ungeachtet seiner großen Schmerzen griff er zu seinem Saxophon und blieb fröhliche Weisen. Auf dem Transport ins Krankenhaus erlag er schon nach drei Stunden dem Tode.

Wo ist sie?

Berlin, 20. April. Wieder einmal scheint die Leichtfertigkeit einer Firma, welche ein junges Mädchen mit dem Eintassieren größerer Geldbeträge betraute, ein Menschenleben gefordert zu haben. Seit dem 3. April ist die 16jährige Elisabeth Dohse, die in einem Immobiliengeschäft angestellt ist, verschwunden, nachdem sie in dem Hause Lonaufstraße 21 in Lichterfelde die Mieten in Höhe von 500 Mark eintassiert hat. In den vorhergehenden Tagen hat sie für ihre Firma in anderen Häusern Mieten in Höhe von über 2000 Mark eingezogen und pünktlich abgeliefert, so daß kaum anzunehmen ist, daß sie freiwillig mit den 500 Mark verschwunden ist.

Ein angenehmer Mieter

Leipzig, 20. April. Ein aufregender Vorfall spielte sich am Mittwoch nachmittag im Hause Dufourstr. 38 ab. Bei einem Streit mit seiner Wirtin verfechtete der Kaufmann Strabelmann der Frau mit einem Hammer mehrere Schläge auf den Kopf und verletzte sie schwer. Darauf sprang der Täter aus einem Fenster des vierten Stockes auf die Straße und war sofort tot.

Vergiftungstod eines Bergmanns. Aus einer Kohlengrube bei Andenne wurden drei Bergleute von plötzlich auftretenden Gasen überrascht; ein Bergmann fand den Tod, während die beiden anderen gerettet werden konnten.

Der Verfall spielte sich am Mittwoch nachmittag im Hause Dufourstr. 38 ab. Bei einem Streit mit seiner Wirtin verfechtete der Kaufmann Strabelmann der Frau mit einem Hammer mehrere Schläge auf den Kopf und verletzte sie schwer. Darauf sprang der Täter aus einem Fenster des vierten Stockes auf die Straße und war sofort tot.